

Transdifferente Positionalität und Autobiografie

Allolio-Näcke, Lars

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Allolio-Näcke, L. (2007). Transdifferente Positionalität und Autobiografie. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 31(2/3), 59-79. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-287441>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Lars Allolio-Näcke

Transdifferente Positionalität und Autobiografie

Die Autobiografie kann als Paradebeispiel transdifferenter Positionalität gelesen werden, denn sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie kreativ mit der Anforderung, kohärent und authentisch zu sein hat, umgeht. Sie verknüpft historische Fakten auf ein bestimmtes Ziel hin mittels erzählender Lückenfüllung, sodass die Differenzen und Zeitbrüche, sowie die je eigenen divergierenden Gruppenzugehörigkeiten und Rollen zwar erhalten aber überbrückt bzw. vermittelt werden. Die Autobiografie ist damit eine zwischen Geschichte und Literatur changierende Gattung, die zwischen der (Re)Konstruktion des eigenen Lebens und der aktuellen Bewertung im Schreiben und Sortieren changiert und damit zwischen synchroner und diachroner Perspektive oszilliert.

Schlüsselbegriffe: Autobiografie, Biografie, Goethe, Transdifferenz

Autobiografien, so meine These, können als Paradebeispiele transdifferenter Positionalitäten angesehen werden, denn sie oszillieren zwischen grundlegenden Differenzen, denen sie zum einen Sinn entreißen und zum anderen Sinn einschreiben. Die grundlegenden Differenzen, die hierbei eine Rolle spielen, sind: Ich und Nicht-Ich, Gleichheit/Kontinuität und Differenz / Diskontinuität, Fiktion / Narration und Individual- / Gesellschaftsgeschichte, die dia- und synchrone Bezugs-, Handlungs- und Reflexionsebene. Ausgehend von der Autobiografie *Dichtung und Wahrheit*, werde ich herausarbeiten, dass und warum die Autobiografie als Paradebeispiel transdifferenter Positionalitäten angesehen werden kann.

(Auto)Biografie

Als »Biografie« wird in der Regel eine individuelle Lebensgeschichte bezeichnet, »die [...] historische und gesellschaftliche Bedingungen und

Ereignisse einerseits und die innere psychische Entwicklung des Subjekts andererseits in ihrer wechselseitigen Beziehung darstellt« (Alheit & Dausien, 1990, S. 8). Damit schließt sie im Grunde die Autobiografie mit ein, ist doch deren einziges – aber wichtiges – Unterscheidungskriterium die Autorenschaft, denn »[d]ie Identität von darstellender und dargestellter Person verleiht der Autobiographie eine eigene Qualität« (ebd., S. 9). Im Folgenden will ich mich auf die Autobiografie als Sonderfall der Biografie beschränken, komme aber an Stellen, wo es notwendig erscheint, auch wieder auf den übergreifenden Gattungsbegriff zurück.

Wo die Anfänge der Autobiografie zu suchen sind, ist in den verschiedenen Wissenschaften noch immer umstritten. In der Regel werden diese in der griechisch-römischen Antike verortet und mit Namen wie Platon, Isokrates und Plutarch u. a. in Verbindung gebracht (vgl. Sonnabend, 2002). In jüngsten Publikationen wird sogar darauf verwiesen, dass es bereits vor der griechisch-römischen Antike im Alten Orient Autobiografien gegeben hat (vgl. Reichel, 2005; Jansen-Winkel, 1997). Legt man jedoch folgende Definition Günter Niggls zugrunde, dann lassen sich die antiken wie griechisch-römischen Befunde nicht mehr als Autobiografien lesen. »Vom Namen her ist die Autobiographie als Darstellung des *ganzen* eigenen Lebens von der Geburt bis zum Zeitpunkt der Niederschrift definiert. Zumindest muss sie einen wesentlichen, kohärenten Teil des Lebens zu ihrem Gegenstand haben« (Niggel, 2005, S. 2). Vielmehr müsste man dann über sie behaupten, sie bedienten sich (auto)biografischer Elemente, die in anderen Gattungsformen zur Anwendung kommen – oder, und dies wäre die eigentliche Crux daran: die viel später entstehende Autobiografie bedient sich der bereits in der Antike verwendeten stilistischen Mittel, inhaltlichen Motiven und Intentionen und bündelt sie zu einer eigenen Gattung (vgl. Oorschot, 2007).

Folgt man Niggls Definition so können wir frühestens ab dem 17. Jahrhundert von Autobiografien sprechen, denn nach Alheit und Dausien taucht der Begriff und damit auch die Gattung als ein Symptom der Zeit auf, als »Wahrnehmung eines neuen gesellschaftlich-kulturellen und individuell-psychologischen Phänomens, das mit ›Biographie‹ einen sehr komplexen begrifflichen Ausdruck findet: die im Schoße der neu entste-

henden bürgerlichen Gesellschaft sich herausbildenden ›modernen‹ Lebensverlaufsformen einerseits und die damit verknüpfte Anforderung an die Subjekte, biographische Selbstdeutungen zu ›produzieren‹ bzw. gesellschaftlich angebotene Lebenslaufmuster zu verinnerlichen« andererseits (Alheit & Dausien, 1990, S. 13). Niggli hingegen setzt eine eigenständige Gattung mit Autobiografie als Namen erst im letzten Quartal des 18. Jahrhunderts an. Dem kann insofern zugestimmt werden, als hier ein erster Wendepunkt im Verfassen von Autobiografien zu finden ist, da nicht mehr nur das einzelne Wesen, das Individuum *an sich* dargestellt wird, sondern das »Interesse an inneren Entwicklungs- und Bildungsprozessen« (ebd., S. 26) einsetzt, d. h. eine Art Psychologisierung des beobachtbaren und dokumentierten Lebens beginnt.

Wirklich interessant und bisher wissenschaftlich noch nicht durchdrungen ist, dass exakt zur gleichen Zeit als die Autobiografie sich zum Ausdruck innerer Bewertung, Sinnkonstruktion und Erlebnisbericht entwickelt, die Forderung nach Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, sprich Authentizität, auftaucht. In dieser Zeit werden »Kriterien für die Biographieschreibung erstmals aufgestellt, über die bis heute allgemeiner Konsens besteht« (Alheit & Dausien, 1990, S. 29).

› Dichtung und Wahrheit‹, eine Autobiografie

Bereits in Johann Wolfgang von Goethes Vorwort zu *Dichtung und Wahrheit* (1998 [1811-1814]) – also seiner Autobiografie – findet sich alles, was man über die funktionalen, strukturellen und inhaltlichen Merkmale von Biografie und Autobiografie aussagen kann. Es ist geradezu faszinierend, wie es ihm gelingt auf reichlichen drei Seiten alles unterzubringen. Doch lassen wir ihn selbst sprechen und erläutern daran – und nutzen die gleiche dialogische Struktur, die dem Vorwort eigen ist. Goethe zitiert zunächst einen »Brief eines Freundes« (S. 7), der ihn veranlasst hat, seine eigene Autobiografie vorzulegen:

Wir haben, teurer Freund, nunmehr die zwölf Teile Ihrer dichterischen Werke beisammen [...] Im ganzen aber bleiben diese Pro-

duktionen immer unzusammenhängend; ja oft sollte man kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien. [...] Das erste also, warum wir Sie ersuchen, ist, daß uns Ihre, bei der neuen Ausgabe nach gewissen innern Beziehungen geordneten Dichtwerk in einer chronologischen Folge aufführen und sowohl die Lebens- und Gemütszustände, die den Stoff dazu hergegeben, als auch die Beispiele, welche auf Sie gewirkt, nicht weniger die theoretischen Grundsätze, denen Sie gefolgt, in einem gewissen Zusammenhang vertrauen möchten (ebd., S. 7f.)

Was wir hier finden, sind mehrere Forderungen, die sich zum einen auf die Autobiografie als auch auf den Autor selbst beziehen. Zum einen wird auf die Brüchigkeit und Inkohärenz des Werkes – man kann eine literarische Gesamtausgabe auch als Sammlung biografischer Texte lesen – verwiesen, die wiederum auf einen nicht kohärenten Autor verweisen, denn man kann »kaum glauben, daß sie von demselben Schriftsteller entsprungen seien«. Text und Autor werden in eins gesetzt, der Text als die Abbildung des Autors verstanden. Ein Leben und eine Person sollen erzählt und möglichst kohärent erkennbar werden. Daraus ergibt sich logisch stringent die Forderung, nach einer »chronologischen Folge« (Lebenslauf), in die der Autor seine Produktionen bringen soll, die zudem mit Authentizität zu versehen sind, indem »Lebens- und Gemütszustände«, die zu dem ein oder anderen Werk geführt haben, anzugeben sind. Oder zusammengefasst mit unserer Unterscheidung der Einzelmerkmale:

- a) funktionaler Aspekt: über das Verstehen des Autors und dessen Lebensumstände eine besseres Verständnis des Werkes;
- b) struktureller Aspekt: chronologische Abfolge;
- c) inhaltlicher Aspekt: kohärentes Autorenbild/Identität und Werkverständnis.

Interessant ist hier, dass die Forderung nach einer bestimmten Erzählweise von außen herangetragen wird und wie wir noch sehen werden, von Goethe sanft zurückgewiesen – und im Text selbst ironisch unterlaufen wird.

Lassen wir jedoch Goethe selbst diese Forderung des Freundes kommentieren:

Ich unterzog mich daher sogleich der vorläufigen Arbeit, die größeren und kleineren Dichtwerke meiner zwölf Bände auszuzeichnen und den Jahren nach zu ordnen. Ich suchte mir Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen, unter welchen ich sie hervorgebracht. Allein das Geschäft ward bald beschwerlicher, weil ausführliche Anzeigen und Erklärungen nötig wurden, um die Lücken zwischen dem bereits bekannt Gemachten auszufüllen. Denn zuvörderst fehlt alles, woran ich mich zuerst geübt, es fehlt manches Angefangene und nicht Vollendete; ja sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden. [...] Alles dieses wünschte ich nach und nach zu Befriedigung meiner Wohlwollenden einzuschalten; allein diese Bemühungen und Betrachtungen führten mich immer weiter. Denn indem ich jener sehr wohl überdachten Forderung zu entsprechen wünschte und mich bemühte, die innern Regungen, die äußern Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt; die Gestalten von hundert bedeutenden Menschen, welche näher oder entfernter auf mich eingewirkt, traten hervor; ja die ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen den größten Einfluß gehabt, mußten vorzüglich beachtet werden. Denn dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abgespiegelt. Hierzu wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne (ebd., S. 8f.)

In diesem Absatz beschreibt Goethe anschaulich den Prozess, den jeder Autobiograf zu durchlaufen hat: Er sichtet die vorhandenen Dokumente und Daten und stimmt sie aufeinander ab. Dass dies hier mit dem literarischen Werk geschieht und nicht wie üblich mit Zeugnissen, Briefen, anderen Dokumenten usw. spielt dabei keine Rolle. Dass dieser Prozess jedoch Grenzen hat, liegt auf der Hand, denn es werden die »Lücken zwischen dem bereits bekannt Gemachten« erkennbar und erfordern der Auffüllung. Nur durch was?! Goethe greift zuerst auf seine Erinnerungen zurück, um sich »Zeit und Umstände zu vergegenwärtigen«, unter denen die Werke entstanden und merkt schnell, dass die Forderung nach Authentizität und Identität – allein aus der Erinnerung – nicht zu halten ist: »[J]a sogar ist die äußere Gestalt manches Vollendeten völlig verschwunden, indem es in der Folge gänzlich umgearbeitet und in eine andere Form gegossen worden.« Ähnlich wie der erzählende Dichter im Prozess des Schreibens immer wieder redigiert, korrigiert, verwirft und neu schreibt, erzählen wir uns selbst und unsere Autobiografie in exakt der gleichen Weise. Original, Duplikat, Plagiat sind nicht mehr auszumachen, sie verschwimmen zu einem perspektivischen Kaleidoskop, das je nach Umstand, Erfahrung und Publikum erneut geschüttelt wird und sich zu einer illustren Gestalt zusammenfindet.

Da die »inneren Regungen« nicht ausreichen, greift er auf die »die äußeren Einflüsse« zurück, die ebenfalls zu berücksichtigen sind, will man ein Werk oder eine Person chronologisch-biografisch erfassen, beschreiben und verstehen. In den Lebenswissenschaften sprechen wir dabei von Objektivierung, denn der Mensch lebt nicht als asoziales Wesen, sondern ist wesentlich durch soziale Strukturen und Interaktionen mitgeprägt und beeinflusst. Goethe, selbst Wissenschaftler, umschreibt das gleiche so: »[S]o ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt«. Er versucht neben den »hundert bedeutenden Menschen«, die ihn geprägt haben, auch die »Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs« in seine Reflexionen einzubeziehen. Jedoch vergebens, denn auch hier ist der Objektivierung, der Authentizität und Wahrheit eine Grenze gesetzt: die Subjektivität, die eines der Wesensmerkmale der Autobiografie ist. Man ist eben nicht in der Lage, »den Menschen in seinen Zeitverhältnissen

darzustellen und zu zeigen«, weil man zwar auf sich schauen kann, aber nicht von einem Standpunkt des Dritten, sondern man ist und bleibt darauf zurückgeworfen, Subjekt und Objekt der Selbstbeschreibung zu sein. Hinzukommt, dass aktuelle kulturelle wie soziale Prozesse aus einer Gegenwartsperspektive nicht in ihrer Tragweite erfasst werden können, in der sie strukturell wie inhaltlich zu meiner je eigenen Biografie beitragen. Das heißt in Goethes Worten: Es »wird aber ein kaum Erreichbares gefordert, dass nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne.«

Insofern ist interessant, dass Goethe bei diesen Ausführungen nicht den Begriff der Autobiografie oder der Selbstbeschreibung wählt, sondern – bewusst oder intuitiv – den der Biografie, den wir heute für die Beschreibung einer Person bzw. eines Lebens aus Drittperspektive nutzen. Nur noch selten werden solche Biografien zu Lebzeiten der Beschriebenen geschrieben, sondern im zeitlichen Abstand nach deren Tod. Hat die betreffende Person – z. B. Goethe – einen kulturell wichtigen Beitrag zu einer Kultur oder Gesellschaft geleistet, so wiederholt sich dieser Prozess des Öfferns, denn aus immer weiterem zeitlichen Abstand scheinen sich Dinge noch klarer herauszuschälen, denn der Zeitgeist und die sozialen Zusammenhänge scheinen stärker ins Licht und aus dem Dunkel zu treten.

Was also tun? Goethe wäre nicht Goethe gewesen, wäre ihm nicht bewusst gewesen, dass er den Anforderungen an sich selbst, wie an ihn selbst, nicht gerecht werden kann. Autobiografie wie Biografie sind in der Forderung nach Kohärenz und gleichzeitiger Authentizität nicht zu haben. Zu haben aber ist aus autobiografischer Perspektive in jedem Falle »die gegenwärtige Schilderung«, also eine subjektive, perspektivische Sicht auf das eigene Leben, wie es sich situativ zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort und für ein bestimmtes Publikum darstellt.

Bleiben noch die Brüche und Lücken, die sich weder durch Erinnerung noch durch den in die Welt gerückten Blick rekonstruieren lassen. Natürlich kann man an dieser Stelle anführen, dass das Leben fragmentarisch, inkohärent und kontingent ist und deshalb fragmentiert verbleiben muss, wie man es bei Goethes Erben wie Gottfried Benn (1949) und Alain

Robbe-Grillet (1987) später wird lesen können. Goethe wählt diesen Weg nicht, denn er entscheidet sich, »die Bruchstücke des Lebens in der autobiographischen Darstellung zu ergänzen, aufzufüllen und abzurunden, um das eigene Leben doch wieder als ein – wenigstens literarisches – Ganzes zu – gestalten« (Niggel, 2005, S. 9f.). So legt er eine »halb poetische, halb historische Behandlung« vor, deren Chuzpe es ist, zugleich zum Titel der Autobiografie zu werden: *Dichtung und Wahrheit*.

Und um dem Ganzen noch eines drauf zu setzen, beginnt seine Biografie wie ein Heldenepos der griechisch-römischen Antike:

Am 28. August 1749, mittags mit dem Glockenschlag zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich: Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheines umso mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein; denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte. Dieser Umstand, welcher die Meinigen in große Not versetzt hatte, gereichte jedoch meinen Mitbürgern zum Vorteil, indem mein Großvater, der Schultheiß Johann Wolfgang Textor, daher Anlaß nahm, daß ein Geburtshelfer angestellt und der Hebammen-Unterricht eingeführt oder erneuert wurde; welches denn manchem der Nachgeborenen mag zugute gekommen sein (ebd., S.10).

Irdische und himmlische Zeichen fallen in dem Moment in Eins, als Goethe das Licht der Welt erblickt: Es ist Mittag, die Glocke ertönt in ihrer vollen Kraft, indem sie zwölfmal schlägt, denn es ist Hochzeit. Die Gestirne stehen günstig und es ist nur der Mond, der seinen Widerschein wirft und

als Irdisches und Himmlisches verbindende kosmologische Ursache für einen außergewöhnlichen Umstand herangezogen wird, dass Goethe »für tot auf die Welt« kam. Bereits in der Geburt jedoch kündigt sich an, dass hier ein Mensch geboren wurde, der Gutes und Herausragendes für die Menschheit bringen wird: Er ist die Ursache für Einrichtung des Hebammen-Unterrichts.

Goethe und dessen Autobiografie können so als Beispiel *par excellence* dessen gelesen werden, was Klaus Lösch mit »transdifferenter Positionalität« (2005, S. 35ff.) bezeichnet.

Transdifferente Positionalität

Transdifferente Positionalität im Lösch'schen Sinne wurzelt in der negativen Erfahrung kultureller Entfremdung, wobei kulturelle Entfremdung sich im Allgemeinen auf all das bezieht, das sich nicht mit meiner Erfahrung, meiner Überzeugung deckt, mehr noch dasjenige bezeichnet, das als Wahrheitsregime oder Gewohnheit sich meiner individuellen Entfaltung in den Weg stellt (vgl. Lösch, 2005, S. 35). Im Fall Goethe sind dies die Anforderungen von Außen, geäußert im Wunsch des Freundes, authentische und kohärente biografische Sinnproduktionen zu erzeugen, die Goethe als Person und Goethe als Werk erkennbar und greifbar werden lassen. Insofern kann man seine Art zu schreiben, verstehen als

Freisetzung aus den diskursiven Wahrheitsregimes [...], als Möglichkeit, die kulturspezifischen »Redegewohnheitsnotwendigkeiten« und »Verstehensgewohnheitsnotwendigkeiten« zu überwinden (Röttgers 1988: 124). Die transdifferente Positionalität wird somit als Vorbedingung für einen kreativen Umgang mit Elementen verschiedener Kulturtraditionen betrachtet, der die Konstruktion einer neuen (trans-)kulturellen Identität über eine selektive Aneignung und Reinterpretation von kulturellen »Versatzstücken« im Sinne einer *bricolage* ermöglicht (Lösch, 2005, S. 35)

Es entsteht dabei eine *bricolage*, also ein provisorisch Gebasteltes und Zusammengeselltes, dass jederzeit an einem anderen Ort, einer anderen

Zeit und zu einem anderen Zweck wieder auseinander genommen und neu zusammengefügt werden kann.

Können solche Differenzerfahrungen leidvoll erlebt werden (Breinig & Lösch, 2005, S. 455) und mehr noch, werden sie oftmals so erlebt, weil man solchen Anforderungen nicht genügen kann, so können sie in einem zweiten Schritt der Reflexion dieser Erfahrung strategisch eingesetzt und als emanzipatorisches Potential gegen das, was sie verursacht, gewendet werden. Dann erst kann transdifferente Positionalität als »Selbstpositionierung in einem kulturell und sozial heterogenen lebensweltlichen Kontext« wirksam werden, indem »einzelne Zugehörigkeitsaspekte situativ« gewählt werden, »ohne zugleich die jeweils konfligierenden zu Gunsten einer konsistent erscheinenden Identitätspräsentation negieren zu müssen« (Lösch, 2005, S. 36). Im Falle Goethes wird Poetisches mit Historischem so verwoben, sodass die konfligierenden Momente nicht zu Gunsten einer konsistent erscheinenden Identitätspräsentation aufgelöst werden. Der Fiktion kommt dabei eine Brückenfunktion zu. Mehr noch, treibt ihn die Reflexion seiner Erfahrung dahin, ironisch strategisch mit den Anforderungen von Außen und dem eigenen Anspruch, eine Autobiografie zu verfassen, umzugehen – und sich selbst als Person UND Wissenschaftler UND Dichter treu zu bleiben.

Lösch weist jedoch im gleichen Atemzug darauf hin, dass eine so verstandene reflexive Positionierung wiederum neben der Chance »auf eine weit reichende Individuation« selbst auch wieder zu leidvollen Erfahrungen führen kann, denn die aktive Positionierung gegen verschiedene Gruppenzwänge und kulturelle Gewohnheiten und Erwartungen beinhaltet zugleich das Risiko, »von den Bezugsgruppen ausgegrenzt und [...] mit Kommunikationsabbruch abgestraft zu werden« (Lösch, 2005, S. 38).

Das Durchhalten fluktuierender Positionalitäten setzt demnach ein gehöriges Maß an Ich-Stärke sowie an sozio-ökonomischer Unabhängigkeit voraus, das wohl für die wenigsten Individuen gegeben sein dürfte. Es sollte daher nicht verwundern, dass transdifferente Positionalitäten vor allem von denjenigen Intellektuellen bi- und multikultureller Herkunft als Befreiung gefeiert werden,

die in struktureller Hinsicht ›komfortabel‹ in die Gesamtgesellschaft [...] integriert sind (Lösch, 2005, S. 38).

Dass Lösch mit seiner Analyse, dass solche Zustände eher von einer intellektuellen, finanziell gut situierten Elite toleriert und ausgehalten werden, richtig liegt, zeigt sich nicht zuletzt an Goethes sozialer Stellung selbst, sondern auch an der Biografie Albert Salomons, mit der sich Claudius Härpfer im vorliegenden Heft beschäftigt. Kulminiert finden wir dieses Phänomen in der Konzeption des *third space* Homi Bhabhas (1994), die für den gleichen Rezipientenkreis zutrifft. Auf die (Auto)Biografie bezogen, kann man bis in das späte 19. Jahrhundert hinein eben dieses Phänomen auch antreffen. Biografien werden für und Autobiografien werden von sozial höhergestellten Personen geschrieben: zuerst im Adel, bis dass das Bürgertum sich die Kultur erobert und den Adel als Dekadenz verwirft, um mittels Autobiografie zur »Ausbildung einer verständigungsorientierten Sphäre des Öffentlichen qua Identitätsbildung« (Fischer-Rosenthal, 1990, S. 14) zu gelangen. Es ist nicht zuletzt Dilthey, der an einer solchen Auffassung, die (Auto)Biografie komme von und sei für sozial höhergestellten Personen, festhält, »Da sich [nach] seiner ›Lebensphilosophie‹ die Geschichte primär über Biographien erschließt, liegt es nahe, daß er [...] an der herausragenden Bedeutung ›großer‹ Einzelpersönlichkeiten festhält« (Alheit & Dausien, 1990, S.41). Erst im frühen 20. Jahrhundert entwickelt sich so etwas wie eine Arbeiterbiografie, die besonders im sozialistischen Realismus in der soziologischen Chicagoer Schule weiterverfolgt und entwickelt wurde.

(Auto)Biografie und Grenze

Bereits an Goethe lässt sich also zeigen, dass Biografien und insbesondere Autobiografien mündliche oder schriftliche Konstruktionen sind, die zwischen Geschichte und Literatur changieren. Zum einen sind sie auf die Synthese geschichtlicher Fakten zu einem kohärenten Ganzen im persönlichen Sinn gerichtet, zum anderen sind sie literarische Gattungen, die Leerstellen der kohärenten Sichtweise auf eine fremde Person bzw. die ei-

gene Person ergänzen müssen. Dies ergibt sich zwar bereits aus den Komposita (*autos*: selbst; *bios*: Leben; *graphein*: beschreiben), jedoch wird gerade in den Lebenswissenschaften der historiografische Anteil zuungunsten der literarischen Inszenierung betont.

Zwar gibt es spezifische Unterschiede zwischen einer Biografie, die durch eine dritte Person geschrieben wird, und einer Autobiografie, die auf nachträglicher Selbsterkenntnis einer Person beruht (vgl. Niggel, 2005, S. 5f.), jedoch, so möchte ich hier die These vertreten, ist dieser Unterschied nur graduell, denn auch in der Biografie wird auf Tagebucheinträge, Selbstäußerungen und auf gleicher Ebene liegende Äußerungen Dritter rekurriert und ein stringentes Leben erzählt. Es wird ansonsten auf die gleichen Dokumente und Fakten Bezug genommen, die auch eine Autobiografie strukturieren, wie Geburt, Schulabschluss, Bildungsweg, familiäre Situation, gesellschaftliche und persönliche Krisen etc. Es sollen ein zusammenhängendes Ganzes beschrieben und teleologisch Einzelfakten gebündelt, das heißt auf ein Ziel hin geordnet, werden. Dennoch hat die Biografie den entscheidenden Vorteil, dass Brüche in der Selbstdarstellung sichtbar bleiben, während sie in der Autobiografie zumeist poetisch-fiktional eingeebnet werden. Solche Brüche werden hier jedoch zumeist nicht im Subjekt selbst angesiedelt, sondern äußeren Veränderungen im kulturellen oder sozialen Bereich zugeschrieben und insoweit die eigentlich kohärente Persönlichkeit nicht angetastet bzw. in Frage gestellt.

Ein Blick in ein regelmäßig geführtes Tagebuch jedoch offenbart uns, dass auch die alleinige Ansiedlung in der Umwelt einer Persönlichkeit ein Trugschluss ist, denn insbesondere bei Menschen, die kontinuierlich Tagebuch schreiben, werden die Brüche und Diskontinuitäten als »normale« *Selbstkonstruktionsprozesse* deutlich nachvollziehbar, da Tagebucheinträge »Erlebnisse, Beobachtungen, Gedanken aus der jeweiligen Augenblicksperspektive« sind, »so daß es auch bei der nachträglichen Zusammenschau seiner disparaten Teile noch keine Einheit des Lebens vermittelt« (Niggel, 2005, S. 2). Das muss logischerweise auch so sein, denn das Tagebuch unterliegt in seiner kumulativen Entstehung nicht dem

rückschauenden Kontinuitätsparadigma – wie die Autobiografie. Es entsteht somit keine »bewusst konzipierte Lebensgestalt« (ebd.)

Insofern muss sowohl für die Biografie wie auch für die Autobiografie angenommen werden, dass hier immer eine ›Zone der Unbestimmbarkeit‹, ein ›Bereich von Überlappungen und Überlagerungen‹ existiert, was weder nach der Seite der Umwelt, noch nach der Seite der Person aufzulösen ist.

Aus dieser Perspektive ist eine kulturelle Grenze nicht einfach eine Linie, an der der Binnenraum einer Kultur endet, sondern zugleich eine Schwelle zum kulturell Anderen, wo Kommunikation mit dem Anderen möglich wird. Die Grenze kann somit als Raum des interkulturellen Dialogs betrachtet werden [...]. In diesem Raum treten mithin die Identitäts- und Alteritätskonstrukte der beteiligten Kulturen in Konkurrenz zueinander und stellen sich wechselseitig in Frage (Lösch, 2005, S. 34).

Und genau in diesem Raum muss so etwas wie eine transdifferente Positionalität auf Handlungsebene angesiedelt werden. Wie ist hier aber die Rede von Kultur zu verstehen? Für die Biografie bedeutet Kultur, dass der »Raum des interkulturellen Dialogs« zwischen einer Person, deren Leben man (re)konstruiert und mir als schreibendem Subjekt entsteht. Meine je eigene Kultur drückt sich in meinen Wahrnehmungsschemata, die ich an das Material, das Leben einer anderen Person, herantrage, und in den Handlungsweisen, mit denen ich mir das Leben des anderen objektiviere, aus. Die Kultur des Anderen ist schlichtweg als Materialisierung von Lebenszeugnissen gegeben. In der Autobiografie begegne ich mir quasi selbst als Ich und Nicht-Mehr-Ich, als Ich-Kultur und ich Ich-Nicht-Mehr-Kultur, und trete mir quasi in einer diachronen Perspektive gegenüber, der der Fakt Rechnung trägt, dass ich sowohl historisches Objekt wie historisches Subjekt der Darstellung bin.

Die gattungsspezifische Rückblicksperspektive erzeugt eine Spannung zwischen erlebendem und erzählendem Ich. Diese Erinnerungsstruktur bedingt eine ständige Dialektik von Vergangenheit

und Gegenwart im Bewußtsein des Autors. Er deutet unwillkürlich, ja notwendig sein Selbst und seine damaligen Erlebnisse aus der Situation der Schreibgegenwart, ja er gestaltet in subjektiver Auswahl des Erinnerten sein vergangenes inneres und äußeres Leben als einen Weg zu dem gegenwärtig erreichten Stand der Selbst- und Welterkenntnis, so daß es für die Form und die Art der Lebensdeutung einer Autobiographie wesentlich ist, zu welchem Zeitpunkt sie geschrieben wird (Niggel, 2005, S. 6)

In beiden Prozessen muss zudem angenommen werden, dass sie »nicht nur auf die Vergangenheit orientiert« sind, sondern »immer auch auf eine unbestimmte Zukunft hin« (Geisen, im Druck). Mehr noch muss auch eine Außenperspektive in Rechnung gestellt werden, die ich als Auditorium, als Publikum bezeichnen möchte.

Autobiografie als transdifferente Positionalität

Der Publikumsbezug ist es nämlich, der uns motiviert, uns selbst zu positionieren und damit auch zu inszenieren. Sich zu inszenieren wird hier nicht in einer pejorativen Form gebraucht, die der Performanz den Wahrheitsgehalt abspricht, d. h. man tue nur so-als-ob. Ganz im Gegenteil, wird Inszenierung im Sinne Erving Goffmans gebraucht, der davon ausgeht, »dass ›wir alle Theater spielen‹, wenn wir handeln. Dies meint, dass das Handeln wesentlich aus *impression management*, also Imagepflege besteht insofern unsere Mitmenschen auch unser Publikum ist« (Villa, 2007, S. 23; vgl. Goffman, 2003).

So verstanden, lässt sich nämlich auch zeigen, dass die anhaltende Diskussion in den Lebenswissenschaften, ob Autobiografien ›wahr‹ seien, am Thema vorbeigeht. Autobiografien zeichnen sich doch dadurch aus, dass sie Glaubwürdigkeit vermitteln und dass sie nicht nur dem Historiker gleich Fakten sortieren und interpretieren, sondern gleichzeitig bewerten und somit der subjektiven Collage ihre einzigartige Gestalt geben. Dem Autor zu misstrauen, zu unterstellen, dass er Fakten wie Daten, Ereignisse etc. bewusst falsch wiedergibt – oder so tut als-ob –, hat die For-

schung bereits widerlegt, denn »sowohl ist der Autobiograph wie jeder Historiker zur Aufrichtigkeit verpflichtet und darf wie jeder Biograph weder die wichtigen Charakterzüge noch die wesentlichen Lebensvorgänge absichtlich verzeichnen oder verschweigen« (Niggel, S. 6f.). In diese Richtung muss man das Goethe'sche ›Grundwahre des Lebens‹ (vgl. Niggel, 2005, S. 7, FN 10) wie auch Diltheys Vorstellung der Biografie als »höchste und am meisten instruktive Form«, in der sich das »Verstehen des Lebens« manifestiere, begreifen (Dilthey, 1958, 199ff.). Man hätte auch einfach dem Autobiografen selbst zuhören können, denn wie bereits Schopenhauer schreibt: »[I]n einer Selbstbiographie sich zu verstellen, ist so schwer, daß es vielleicht keine einzige giebt, die nicht im Ganzen wahrer wäre, als andre ›geschriebene Geschichte« (1987 [1918], S. 358). Insofern ist nicht nur die historische Wahrheit das Kriterium, an dem die Autobiografie gemessen werden kann und muss, sondern gleichzeitig, wenn nicht sogar mehr gewichtet, die subjektive Wahrheit, die sich in einer zusammenhängenden Sinn- und Bedeutungskonstruktion zeigt (vgl. Niggel, 2005, S. 7; Allolio-Näcke, 2007, S. 25-54).

Zwar weist Niggel darauf hin, dass dies nur solange gilt, solange der Autobiograf an die prinzipielle Möglichkeit einer zusammenhängenden Konstruktion glaubt, jedoch sind experimentelle Autobiografien, die den *patchwork*-Identitäten der letzten Jahrzehnte gerecht werden und auf die Lösch mit seiner transdifferenten Positionalität Bezug nimmt, eher die Ausnahme (vgl. Lösch, 2005, S. 36; Keupp, 1988, 1989). Und selbst wenn – dies wäre Niggel zu entgegnen – solche Autobiografien fragmentarisch, gebrochen etc. sind, bleiben sie kohärent, denn gerade das Fragmentarische wird von ihren Verfassern als das kohärente Signum ihres Lebens postuliert.

Doch zurück zur Inszenierung, bei der wir wieder auf der Handlungsebene angekommen wären. Bereits weiter oben hatte ich die Vermutung geäußert, dass transdifferente Positionalität auf der Handlungsebene angesiedelt werden müsse. Dies legt Lösch in jedem Falle nahe, denn sein Konzept der transdifferenten Positionalität changiert zwischen Handlungs- und Reflexionsebene – und verliert dabei an Plausibilität und Trennschärfe. Dies hat zu einer anhaltenden Diskussion geführt, die u. a.

darum kreist, welcher Status Transdifferenz und transdifferenter Positionalität zuzuschreiben ist: »Begriff, Phänomen oder Konzept« (Allolio-Näcke & Kalscheuer, 2005, S. 452).¹ Um dies zu vermeiden und beide Ebenen sauber zu unterscheiden, schlage ich vor, Inszenierung im Goffman'schen Sinne statt transdifferente Positionalität zu benutzen, wenn wir von Alltagshandlungen sprechen, die im Wesentlichen automatisiert, nicht-intentional sind und nicht stringenter Reflexion entspringen, und transdifferente Positionalität nur für jene bewussten Handlungen zu verwenden, die reflexiv und vorausschauend planend sind. Erst dann ist es nämlich sinnvoll von »emanzipatorischem Potential« (Lösch, 2005, S. 35), von »kreativem Umgang«, »Konstruktion« (ebd.) und vom »theoretischen Ort des Widerstandes« (ebd., S. 36) oder vom »möglichen Ort der Subversion« (ebd., S. 37) usw. zu sprechen, wie dies Lösch im Wesentlichen tut, wenn er von transdifferenter Positionalität spricht. Dies gilt jedoch dann nicht, wenn Lösch die Ebenen (ver)wechselt und gleichzeitig von »interkulturellem Dialog« und »Kommunikation« spricht, denn diese sind automatisierte Handlungsweisen und nicht stringent von Reflexion begleitete, geplante und durchdrungene Handlungen, die sich durch das Abwägen von Alternativen, durch den kreativen Umgang mit stilistischen Mitteln und Konstruktionen von Ganzheiten aus historischen Versatzstücken auszeichnen.

Warum aber finden wir offensichtlich auf beiden Ebenen die gleichen Mechanismen des flexiblen Umgangs mit Zuschreibungen, des Unterlaufens von Erwartungen, Konstruieren von Identitäten und Selbstentwürfen, die nicht mehr hinsichtlich einer Einheit vereindeutigt werden müssen? Dieser Konnex erklärt sich schlicht. Wir nehmen in der Handlung bereits vorweg, was wir uns denkend und reflektierend bewusst machen, um damit umzugehen oder es zu verändern, bzw. setzen unsere Handlungen das um, was wir denkend und reflektierend entwerfen. Darauf hat bereits Wygotski (1972) hingewiesen, indem er das Verhältnis von Denken und Sprechen oder in einer anderen Formulierung: von »Gedanke und Wort« (7. Kap.) – Sprechen ist nur eine Sonderform der Handlung – untersuchte.

Die Beziehung des Gedankens zum Wort ist keine Sache, sondern ein Prozeß, diese Beziehung ist eine Bewegung vom Gedanken zum Wort und umgekehrt – vom Wort zum Gedanken (S. 301)

Die Charakteristika, die transdifferente Positionalität im Wesentlichen ausmachen, müssen also bereits auf dieser Handlungsebene angelegt sein. Dies müssen sie, sonst könnten wir sie nicht mit unseren heuristischen Werkzeugen auf Abstraktionsebene auffinden und kreativ einsetzen, sondern müssten sie in die Dinge hineinprojizieren. Wenn der Motor für die transdifferente Positionalität jedoch in der Erfahrung zu suchen ist, dann muss auf der vermittelnden Ebene, der Handlung, ebenfalls Transdifferenz anzusiedeln sein. Oder in Jouhys Worten: »Wahrnehmung und Denken sind bereits durch die jeweilige Sprache vorstrukturiert« (1996, S. 177).

Dennoch möchte ich, wie weiter oben angedeutet, die Differenz, die zwischen Handlungs- und Reflexionsebene besteht, nicht aufheben, wie dies bei Lösch den Anschein hat, sondern transdifferente Positionalität nur für den bewussten und reflektierten Umgang mit den kulturellen und sprachlichen Anforderungen benutzen. Zwar verwendet und dokumentiert auch das Tagebuch autobiografische Elemente, Stilfiguren und Motive, aber es ist doch grundsätzlich auf einen anderen Zweck gerichtet, nämlich die Momentaufnahme, den singulären Akt festzuhalten, »so daß es auch bei der nachträglichen Zusammenschau seiner disparaten Teile noch keine Einheit des Lebens vermittelt« wird (Niggel, 2005, S. 2). Es entsteht somit keine »bewusst konzipierte Lebensgestalt« (ebd.). Strukturgleich ist auch die Inszenierung, also die Alltagshandlung, keine bewusst konzipierte, um »emanzipatorisches Potential« (Lösch, 2005, S. 35) zu entfalten und mit den Versatzstücken kreativ umzugehen. Dies bleibt den nachträglichen Reflexionprozessen und den daraus entstehenden Handlungen und Artefakten, wie z. B. der Autobiografie vorbehalten. Nur sie zeichnen sich durch ihren starken historischen, an Fakten orientierten Bezug mit gleichzeitiger Teleologie, das heißt auf ein Ziel und eine Zukunft bezogene Perspektive, aus.

Fazit

Die Autobiografie zeichnet sich dadurch aus, dass sie kreativ mit der Anforderung kohärent und authentisch zu sein, umgeht. Sie verknüpft historische Fakten auf ein bestimmtes Ziel hin mittels erzählender Lückenfüllung, sodass die Differenzen und Zeitbrüche, sowie die je eigenen divergierenden Gruppenzugehörigkeiten und Rollen zwar erhalten bleiben aber überbrückt bzw. vermittelt werden. Die Autobiografie als Ganzes entspricht somit einer *bricolage*, die jederzeit an einem anderen Ort, einer anderen Zeit und zu einem anderen Zweck neu erzählt werden kann, wobei historisch Belegtes *an sich* gleich bleibt, aber im *für sich*, also der jeweiligen aktuellen Kontextualisierung, verändert wird. Die Autobiografie ist damit eine zwischen Geschichte und Literatur changierende Gattung, die zwischen der (Re)Konstruktion des eigenen Lebens und der aktuellen Bewertung im Schreiben und Sortieren changiert und damit zwischen synchroner und diachroner Perspektive oszilliert. Die Autobiografie zeichnet sich durch höchste Reflexivität aus, die sowohl auf eine zu ordnende und interpretierende Vergangenheit als auch auf eine unbestimmte Zukunft hin konstruiert wird; sie ist eine »bewusst konzipierte Lebensgestalt« (Niggel, 2005, S. 2), die – je nach ziel- und Publikumsausrichtung – emanzipatorisches Potential entfalten kann. Damit erfüllt die Autobiografie alle Charakteristika, die Lösck zu ihrer Definition benennt, und kann als Paradebeispiel transdifferenter Positionalität gesehen werden.

► Anmerkungen

- 1 Gleiches hatte ich bereits gemeinsam mit Britta Kalscheuer am übergeordneten Konzept der Transdifferenz selbst bemängelt, das sich in den nicht trennscharfen Formulierungen Helmbrecht Breinigs und Klaus Löscks (2002) sogar auf drei Ebenen verorten lässt: »eine[r] *theoretisch-analytische*[n], eine[r] *phänomenologisch-empirische*[n] und eine[r] *kritisch-normative*[n] Ebene« (Allolio-Näcke & Kalscheuer, 2005, S. 452). Dass diese Problematik noch immer virulent geblieben ist, obwohl beide Autoren 2006 einen revidierten und erweiterten Aufsatz zur Transdifferenz veröffentlicht haben (vgl. Breinig & Lösck, 2006), zeigt sich, wenn

Frank Schulze-Engler im Jahr 2006 erneut feststellt, dass man in Breinig und Löschs Konzeption mindestens drei Varianten von Transdifferenz unterscheiden kann: a) eine heuristische Kategorie bzw. einen Begriff, b) ein Phänomen im Sinne einer Grundvoraussetzung aller Kultur bzw. eines strukturellen Elements der sozialen Welt und c) ein ästhetisches Konzept, das auf den kreativen Gebrauch von Sprache verweist (vgl. Schulze-Engler, 2006, p. 124).

► Literatur

Alheit, Peter & Dausien, Bettina (1990). *Biographie. Eine problemgeschichtliche Skizze*. Universität Bremen (= Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 14)

Allolio-Näcke, Lars (2007). *Ostdeutsche Frauen haben (k)eine Chance. Doing Identity 15 Jahre nach der deutsch-deutschen Vereinigung*. Hamburg: Dr. Kovač.

Allolio-Näcke, Lars & Kalscheuer, Britta (2005b). Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz – Resümee und Ausblick. In dies. & Arne Manzeschke (Hrsg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz* (S. 443-453). Frankfurt am Main: Campus.

Benn, Gottfried (1949). Doppelleben. In ders., *Gesammelte Werke, Bd. 4: Autobiographische und vermischte Schriften*. Wiesbaden: Limes.

Bhabha, Homi K. (1994). *The Location of Culture*. London/New York: Routledge.

Breinig, Helmbrecht & Lösch, Klaus (2006). Transdifferenz. *Journal for the Study of British Cultures*, 13 (2), 105-122.

Breinig, Helmbrecht & Lösch, Klaus (2005). Lost in Transdifferenz: Thesen und Antithesen. In Lars Allolio-Näcke, Britta Kalscheuer & Arne Manzeschke (Hrsg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz* (S. 454-455). Frankfurt am Main: Campus.

Breinig, Helmbrecht & Lösch, Klaus (2002). Introduction: Difference and Transdifferenz. In Helmbrecht Breinig, Jürgen Gebhardt & Klaus Lösch (Eds.), *Multiculturalism in Contemporary Societies: Perspectives on Difference and Transdifferenz* (pp. 11-36). Erlangen: Universitätsbund. (= Erlanger Forschungen: Reihe A, Geisteswissenschaften, Bd. 101).

Dilthey, Wilhelm (1958). Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. In der., *Gesammelte Schriften, Bd. 7*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Fischer-Rosenthal, Wolfram (1990). Von der »biographischen Methode« zur Biographieforschung: Versuch einer Standortbestimmung. In Peter Alheit, ders. & Erika M. Hoerning (Hrsg.), *Biographieforschung. Eine Zwischenbilanz in der*

- deutschen Soziologie* (S. 11-32). Universität Bremen. (= Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts »Arbeit und Bildung«, Bd. 13)
- Geisen, Thomas (im Druck). Kultur und Identität – Zum Problem der Thematisierung von Gleichheit und Differenz in modernen Gesellschaften. In Britta Kalscheuer & Lars Allolio-Näcke (Hrsg.), *Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht*. Frankfurt am Main: Campus.
- Goethe, Johann W. v. (1998). Dichtung und Wahrheit. In: ders., *Goethes Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, Bd. IX: Autobiografische Schriften I*. München: C.H. Beck.
- Goffman, Erving (2003). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Jansen-Winkeln, Karl (1997). Autobiografie: I. Alter Orient. In Hubert Cancik & Helmuth Schneider (Hrsg.), *Der neue Pauly. Enzyklopädie der Antike, Bd. 2* (S. 348-349). Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Jouhy, Ernest (1996). *Bleiche Herrschaft – Dunkle Kulturen*. Frankfurt am Main: IKO-Verlag.
- Keupp, Heiner (1988). *Riskante Chancen: Das Subjekt zwischen Psychokultur und Selbstorganisation; Sozialpsychologische Studien*. Heidelberg: Asanger.
- Keupp, Heiner (1989). Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In ders. & Helga Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen* (S. 47-69). Göttingen: Hogrefe.
- Lösch, Klaus (2005). Begriff und Phänomen der Transdifferenz: Zur Infragestellung binärer Differenzkonstrukte. In Lars Allolio-Näcke, Britta Kalscheuer & Arne Manzeschke (Hrsg.), *Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz* (S. 26-49). Frankfurt am Main: Campus.
- Niggel, Günter (2005). Zur Theorie der Autobiografie. In Michael Reichel (Hrsg.), *Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen* (S. 1-13). Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Oorschot, Jürgen van (2007). *König und Mensch – Biografie und Autobiografie bei Kohelet und in der alttestamentlichen Literaturgeschichte*. Vortrag gehalten am 05. Juli 2007 an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Reichel, Michael (2005). *Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen*. Köln Weimar /Wien: Böhlau.
- Robbe-Grillet, Alain (1987). *Neuer Roman und Autobiographie*. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz. (= Konstanzer Universitätsreden, 65)
- Röttgers, Kurt (1988). Diskursive Sinnstabilisation durch Macht. In Jürgen Fohrmann & Harro Müller (Hrsg.), *Diskurstheorien und Literaturwissenschaft* (S. 114-133). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sonnabend, Holger (2002). Geschichte der antiken Biographie. Von Isokrates bis zur Historia Augusta. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Schopenhauer, Arthur (1987). *Die Welt als Wille und Vorstellung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Schulze-Engler, Frank (2006). What's the Difference? Notes towards a Dialogue between Transdifference and Transculturality. *Journal for the Study of British Cultures*, 13 (2), 123-132.

Villa, Paula-Irene (2007). Der Körper als kulturelle Inszenierung und Statussymbol. *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 18/2007, 18-26.

Wygotski, Lew S. (1972). *Denken und Sprechen*. Stuttgart: S. Fischer.